



1926-03-11

Brasilianische Reise

Alice Schalek

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260311&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Schalek, Alice, "Brasilianische Reise" (1926). *Essays*. 900.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/900

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Brasilianische Reise.

Bilder von der Südamerikareise mit dem Hugo-Stinnes-Dampfer „Artus“.

Von **Alice Schalek.**

Die Rolle der Frau in Brasilien.

„Haben Sie gehört, was er mir sagte?“ fragt mich meine Freundin, die mit mir in der Bahn fährt. Ich kann aber die portugiesische Sprache nur dann verstehen, wenn die Rede laut und deutlich direkt an mich gerichtet wird. Meine Freundin lacht: „Nun ja, das ist überhaupt die einzige Erklärung dafür, daß Sie so ahnungslos allein hier überall herumgehen. Verstünden Sie, was man neben und hinter Ihnen über Sie sagt, Sie würden sich ebensowenig wie wir ohne Begleiter aus dem Hause getrauen.“

Wohl hatte ich bemerkt, wie der Brasilianer an meine Freundin heranrückte und ihr etwas ins Ohr sagte. Wohl höre ich täglich dieselbe Klage von allen mir bekannten Frauen und Mädchen, auch von älteren Damen – eine ganz junge Wienerin, die auch noch nicht gut Portugiesisch spricht, hatte zwar unlängst die Klage anders gefaßt: „Es ist zu schade, daß ich nicht alles verstehe, was sie mir sagen. Und ich kann doch nicht hingehen und bitten, es mir laut zu wiederholen!“

In der Vorstellung aller südamerikanischen Völker hat sich das selbständige Auftreten einer Frau mit Engländerium verquickt und einer von der Volksmeinung als Engländerin aufgefaßten Frau tritt auf der Straße kein Mann zu nahe, auch nicht in späten Abendstunden, während sonst jede irgendwie belästigt wird. In der Elektrischen oder im Kino versuchen sie, die zunächst sitzende Frau anzusprechen, sie sagen aber nicht nur zunächst sitzende Frau anzusprechen, sie sagen aber nicht nur Schmeicheleien, sondern äußern auch rücksichtslos ihr Mißvergnügen, wenn ihnen irgend etwas an dem Aussehen einer Frau mißfällt.

Das südländische Temperament wird nicht nur durch die Sonne, sondern auch durch die strenge spanische Sitte aufgestachelt, die beide Geschlechter getrennt aufwachsen läßt. Von der freien Kameradschaft, die uns die neue Zeit Gebracht hat, ahnt die Brasilianerin noch nichts; während bei uns sogar in der Gartenlaubezeit der junge Mann in das Elternhaus des Mädchens geladen wurde, erhält in das brasilianische nur der vermutliche Freier Zutritt, und wehe, wenn er nach ein oder zwei Besuchen nicht Ernst macht. Nie wieder darf er das Haus betreten. Infolgedessen jammern die europäischen junge Leute heftig über den Mangel an weiblichem Verkehr und die europäischen Frauen finden bei den Brasilianern kein Geselligkeit in unserem Stil; allzu verschieden sind Erziehung und Lebensweise.

Brasilianerinnen baden auch nicht gern öffentlich im Meer, deshalb gibt es keinen Badeort in der Nähe der Stadt, trotzdem das Meer überall an sie heranspült. Wer baden will, benützt irgendeinen Durchlaß in Kaimauer an den zahlreichen Strandpromenaden, insbesondere draußen in Copacabana, wo die Bewohner einer ganzen Reihe kleiner Villen neben dem großartigen Hotel über die Straße hinüber ins Meer laufen, das dort oft in haushohen Wellen heranbraust. Die Freiheit in Brasilien gestattet jedem, zu ertrinken, wo er will. Die weniger gefährdeten Stellen sind durch Pflöcke ersichtlich gemacht, aber die Aufsicht der Polizei gilt nur der Länge, will sagen der Kürze des Badekostüms. Eine Wiener Freundin, die schon mehrmals wegen ihres Kritzendorfer Trikots von einem Wachorgan beanstandet worden war, wird auch einmal, da sie mit mir badet, von einem solchen gerügt.

„Höchstens vier Zentimeter über dem Knie dürfen unbedeckt bleiben“, mahnt er mit todernter Miene.

„Messen Sie doch nach“, lacht die junge Dame.

Zuerst blickt der Polizist ganz verdutzt drein. Dann messen sie gemeinsam die beanstandete Stelle und es fehlen richtig elf Zentimeter, weshalb meine Freundin eine Verwarnung davonträgt. Trikot ohne Röckchen ist ein Verstoß, bei dem es mit einer Verwarnung allein nicht abgeht.

Richtig „verboten“ ist im Leben der Frauen nicht allzuviel, ihre Freiheit wird vor allem durch die Sitte eingeschränkt. Das Frauenstudium ist sogar seit längerer Zeit freigegeben als bei uns, es wird aber nur sehr wenig ausgeübt. „In Brasilien gibt es noch keine Frauenbewegung“, sagt mir Señora Mesquita, eine der vornehmsten Damen von Rio, die sich als Präsidentin der brasilianischen Zweigstätte der Young Women Christian Association jahrelang sozial betätigt und dabei tiefe Einblicke in das Frauenleben ihrer Heimat genommen hat. „Man nennt mich eine Verräterin an meinem Volke,“ beginnt sie ihre düstere Darstellung, „weil ich ausländischen Besuchern die Wahrheit sage und die sonderbare Art unsere Patrioten, Fremden die Übelstände schönerfärberisch zu übermalen, sich aber unbedenklich auf Kosten des Vaterlandes die Taschen zu füllen, nicht mitmache.“

Nach jahrelangem Bemühen hat Madame Mesquita ihre Versuche, die Frauen der Gesellschaft von Rio zu einer Gemeinsamkeit zu bringen, als aussichtslos aufgegeben. Haben doch nicht einmal alle Männer in Brasilien politische Rechte, geschweige die Frauen. Sie sollen nicht allein auf der Straße erscheinen oder in der Straßenbahn fahren. Ihre Ausbildung findet in der Kenntnis der französischen Sprache, des Klavierspielles und des Kleiderverfertigns die höchste Vollendung. Ihre Unterhaltung beschränkt sich auf die Tees mit anderen Frauen und auf das Kino. In Rio gibt es Damen, die täglich viele

Stunden im Kino verbringen. Nicht etwa, als ob die Damen einen Bruch ihrer Traditionen darin sähen, sich bei intellektuellen, pädagogischen, sozialen oder philanthropischen Unternehmungen zu betätigen, im Gegenteil, jede solche, die Frau Mesquita gründet, wird mit lebhaftem Enthusiasmus mitgemacht, aber nach kürzester Zeit bleiben die Damen wieder aus. „Nun lasse ich es gehen, wie es geht,“ seufzt meine Gastgeberin, „aber Sie würden es nicht für möglich halten, daß manche unserer elegantesten Frauen nicht einmal schreiben können.“

Meine Base, eine österreichische Generalswitwe, ist jetzt hier bei einer brasilianischen Familie Gouvernante. Ich besuche sie gegen Mittag und da liegt ihre Dame noch im Bett. Die Zeit bis zum Essen verbringt sie mit ihrer Toilette, und da ich nicht so lange warten kann, bis die Friseurin, die Masseurin und die Maniküre fertig sind, muß ich auf die Bekanntschaft der Dame verzichten. Einmal nur ruft sie durch die Türe die Bitte herein, meine Base möge ihr doch ein paar Milreis borgen. „Sie hat nämlich niemals etwas Bares in der Hand,“ sagt mir diese lächelnd, „denn ihr Mann behandelt sie nicht viel anders wie seine Kinder. Er vertraut ihr fast kein Geld an – nicht mit Unrecht allerdings – sondern bestellt alles selbst oder bezieht es „aufs Buch“. Will sie einmal etwas Besonderes haben, so leiht sie sich Geld von mir aus. Sie hat ja, was sie braucht, und ich beneide sie oft, wie der Mann ihr alle Arbeit abnimmt, sogar die der Wirtschaft, um deren größere Angelegenheiten er sich kümmert. Sie tut fast gar nichts, außer, daß sie sich ihre Kleider selbst macht; darin ist sie allerdings fabelhaft geschickt und man würde ihren Toiletten die Hausschneiderei nicht ansehen. Aber nach dem Essen legt sie sich mit einem französischen Roman aufs Sofa, dann fährt sie zu ihren Einkäufen und Besuchen und kommt erst zum Diner wieder zurück.“

Meine Base erzählte mir dann noch, wie knapp und sparsam in dem reichen Hause die Mahlzeiten bemessen seien und wie schwierig sich die Erziehung der Kinder gestalte, weil sich die Eltern fast gar nicht selbst darum kümmern, sie aber daran hindern, streng zu sein. Die Nachkommenschaft hier wird sehr verwöhnt und zu einer Art Haustyrannenschaft erzogen, und es ist keineswegs eine Folge der guten Kinderstube, sondern der glücklichen Veranlagung der Brasilianer, daß die Erwachsenen so höflich und – soweit es sich um Männer handelt – so lebenswürdig sind.

Auch gemütlich ist es nicht im brasilianischen Hause. Einige vornehme Familien, wie zum Beispiel die Mesquitas, haben altbrasilianische, aus echtem Palisanderholz geschnitzte Möbel aus der Kolonialzeit, die von großem Wert und hoher Schönheit sind, aber die meisten Wohnungen sind mit

einer fertig gekauften Warenhausgarnitur eingerichtet, ohne Spur einer persönlichen Seele der Hausfrau. Das erste, was die brasilianische Familie tut, wenn sie sich ein Haus baut, ist, alle Bäume im Umkreise wegzuschlagen, denn die Frau verläßt ihr Sofa nicht zu dem Zwecke, um in einem Garten zu sitzen. Ebenso unbekannt ist ihr das Zufußgehen oder gar das Bergsteigen. So wunderbare Möglichkeiten die ungeheure Schönheit von Rio für Spaziergänge und größere Parteien böte, sie sind noch nicht ausgenützt, es gibt nirgends Wege und für die Touristik sind nicht einmal die Männer, geschweige die Frauen, gewonnen.

Eine der wenigen selbständig auftretenden und trotzdem gesellschaftlich führenden Damen ist Fräulein Berta Lutz, die allerdings als Tochter eines Schweizers die Rechte der Ausländerin – die Engländerin – in Anspruch nimmt. Wiewohl sie in Brasilien geboren ist, hat sie sich nicht nur zur Custodin des Museums aufgeschwungen, sondern es auch verstanden, sich als einzige weibliche Kollegin von der übrigen Beamten respektieren zu lassen.

Eine der interessantesten Frauen von Rio ist augenblicklich die nordamerikanische Oberin im Spital. Bisher waren die Spitalspflegerinnen wahllos aufgenommene Dienstboten gewesen, da die spanische Erziehung junge Mädchen aus gutem Hause auch von diesem Berufe fernhielt, jetzt hat die Rockefeller-Stiftung sieben ausgebildete Krankenschwestern, die von ihr bezahlt werden, nach Rio gesendet. Die schlanke junge Oberin empfängt mich in blütenweißer Tracht. Ihre Schuhe sind modern, ihre Haare sind onduliert. Sie erzählt mir, wie schwer es sei, brasilianischen Männern Respekt vor arbeitenden Frauen beizubringen. „Jetzt wird es täglich besser damit, so daß ich langsam das ganze Spital unter meine Hand bekomme. Anfangs lehnte ein Teil der Ärzte meine Mitarbeiterschaft ab, doch jetzt werde schon mehr Schülerinnen bei uns angefordert, als ich ausbilden kann. Wir behandeln die Brasilianer sehr vorsichtig, denn wir sind nicht hergekommen, um zu lehren, sondern um zu helfen. Wir sind jetzt zehn Monate hier und der erste Jahrgang unsere Schule ist abgeschlossen. Aber wir nennen unsere Schülerinnen vorerst „Visiteusen“, weil sie noch nicht Pflegerinnen sind.“ Und sie zeigt mir ein Gruppenbild junger frischer Mädchen in Schwestertracht und erzählt mir, daß sie allmonatlich einen Tanzabend für sie mit den Ärzten veranstalte, ein ungeheures Novum in einem Lande, in dem die vornehme Frau nichts arbeitet und die arbeitende Frau nicht als Dame gilt.

Die Visiteusen tun allerdings noch viel ungewohntere Dinge, als mit den Ärzten zu tanzen, sie besuchen die Lungenkranken in ihren Heimstätten, unterstützen sie mit Ratschlägen und Arzneimitteln, weil es für Tuberkulose noch kein Spital gibt, und werden überall mit größter Achtung aufgenommen.

Die brasilianische Regierung hat in Rio schon sehr viel für Hygiene getan; die Zeiten liegen noch nicht allzuweit zurück, da Schiffe unbemannt im Hafen blieben, weil die ganze Besatzung am gelben Fieber gestorben war, das später das Oswaldo-Cruz-Institut vollständig bezwungen hat. Man muß anerkennen, was dieses noch junge Land leistet, und es wird wahrscheinlich auch in Bälde zu einem Tuberkulosenheim kommen, weil leidenschaftliche Kämpfer dafür vorhanden sind, wie der geniale brasilianische Arzt Dr. Placido Bartosa, der im Jahre 1921 ein Ambulatorium gegründet hat. „Volk und Regierung betrachten die Tuberkulose als von Gott geschickt,“ klagt er, „und so lehnt sich niemand dagegen auf, daß es für dreitausend arme Kranke nur sechshundert Betten gibt“.

Einen der Besuchsgänge einer brasilianischen Visiteuse mach ich in Gesellschaft einer der nordamerikanischen Schwestern mit, und zwar auf einen der dem Weichbilde der Stadt Rio entragenden Hügel mit Namen „Providencia“. Diese sonderbaren felsigen Hügel stehen zwar räumlich mitten in der Stadt, aber diese hat sie den ärmsten ihrer Bewohner überlassen, den Ausgestoßenen der Menschheit, den Verbrechern, Bresthaften und Arbeitsscheuen, die hier – Schwarze und Weiße in einer Gemeinschaft, die ich bisher noch nie gesehen hatte – in lose an den Felswänden angebrachten Brettverschlügen hausen. Wir steigen in der Sonnenglut über die rohen, aus dem harten Felsen herausgetretenen Stufen hinauf, über die der Unrat der Bewohner herabrinnt. Einige solcher Hügel hat die brasilianische Regierung schon sanieret, hier aber können sich diejenigen, die sich vor der Polizei verbergen wollen, immer noch verkriechen.

Hier oben findet man die Negerfrauen, deren leidenschaftlichster Wunsch ist, einen weißen Mann zu bekommen, und dadurch wird die Negerrasse, die man als Sklaven nach Brasilien gebracht hat und die erst vor vierzig Jahren frei wurden, von der europäischen Rasse sozusagen aufgefressen. Die Nachkommen der Neger werden immer heller und der unvermischten Neger werden der Zahl nach immer weniger. Unten in der Stadt bekommt nur eine „Criolla“, eine kaffeebraune Halbblutnegerin, einen weißen Mann, während hier oben die von der Gesellschaft fallen gelassenen Europäer auch vor einer echten Schwarzen nicht zurückscheuen. Wir besuchen beispielsweise einen lungenschwindsüchtigen Portugiesen im letzten Krankheitsstadium, der hinter einer elenden Schnapsbude in einem halbdunklen Blechverschlag auf eine Pritsche unmittelbar neben der feuchten Felswand liegt. Zu seinen Füßen sitzt eine dralle Negerin mit einem schwarzen Wuschelkopf in einem roten Kattunhemd mit bunten Glasarmbändern und langen falschen Perlohrringen, ein Bild, das der Phantasie eines E.T.A. Hoffmann spottet. Vor diesem Blechrancho spielen Kinder vom lichtesten Blond bis zum dunkelsten Schwarz miteinander, ein Symbol der Vorurteilslosigkeit der Brasilianer.

Aus einem dieser Vorschläge tritt uns eine junge, dunkle Frau in Seidenstrümpfen und Lackschuhen entgegen, ein liches, ganz modernes Crepe de Chine-Kleid steht ein wenig grotesk zu der schwarzen Haut. Beim Anblick all dieser entzückend gekleideten Südamerikanerinnen frage ich mich immer wieder, wo sie nur in diesen schmutzstarrenden Ranchos ihre zarten Toiletten aufbewahren; da erzählt mir die Amerikanerin, daß von ihren zwei Hausgehilfinnen die Deutsche mit drei Koffern und die Brasilianerin mit einem Handkofferchen eingezogen seien, aber wenn die erstere ausgehe, sehe ihr jeder die Köche an, während die letztere an ihren freien Sonntagen immer wie eine junge Prinzessin aus dem Hause spaziere. In der Kunst kann es fast noch besser – der Pariserin nicht nur nichts nach, sondern übertrifft sie zuweilen noch in Geschmack und Harmonie.

Noch weniger vereinbar mit der klösterlichen Erziehung wie dieser Kleiderluxus ist die Vertrautheit der Frauen mit allen Geheimnissen des Lebens. Die jüngsten Mädchen sprechen Worte und Bezeichnungen aus, die bei uns die ältesten nicht vor Fremden in den Mund nehmen würden, und insbesondere der Freimut, mit dem über die in Brasilien außerordentlich verbreiteten Geschlechtskrankheiten gesprochen wird, muß jede frisch aus Europa gekommene Frau verblüffen. Die Ankündigungen der behandelnden Ärzte auf großen Reklametafeln an den Fenstern und die Anzeigen in der Zeitung lassen an Deutlichkeit wohl nichts zu wünschen übrig, daß aber diese Dinge das Gesprächsthema beim Mittagstisch bilden, ist doch ein Unikum.

Viele brasilianische Ehefrauen werden von ihren Gatten betrogen und sie wissen es. Zumeist sind die Nebenbuhlerinnen Französinen, und deren Toilette und Parfüm, Haartracht und Schmuck nachzumachen, um dem Gatten ebenfalls zu gefallen, ist das Bemühen der verratenen Frau. Zumeist kennt jede die Favoritin des Herrn Gemahls und auch darüber spricht sie im Kreise ihrer Freundinnen mit der Naivität eines Kindes, das sie mehr oder weniger noch ist.

Die eleganten unter den Französinen, die das illegale Liebesleben in den großen Städten zum Teil monopolisieren, sind des Abends in den vornehmen Hotels zu finden, insbesondere draußen in Copacabana, wo sie ihr Glück in der Spielhölle versuchen und neben den angesehenen Ausländerinnen ihren Foxtrot tanzen. Für diese bilden diese Abende die einzige Art der Geselligkeit, die ihnen in dieser großen Stadt zugänglich ist, weil zwischen den Ausländerinnen und den einheimischen Frauen fast gar kein Verkehr besteht. Die Brasilianerin hält ihr Heim und ihre Seele den Europäerinnen noch verschlossen.

Brasilianische Reise.

Bilder von der Südamerikareise mit dem Hugo-Stinnes-Dampfer „Artus“.

Von Alice Schalek.

Die Rolle der Frau in Brasilien.

„Haben Sie gehört, was er mir sagte?“ fragt mich meine Freundin, die mit mir in der Bahn fährt. Ich kann aber die portugiesische Sprache nur dann verstehen, wenn die Rede laut und deutlich direkt an mich gerichtet wird. Meine Freundin lacht: „Nun ja, das ist überhaupt die einzige Erklärung dafür, daß Sie so ahnungslos allein hier überall herumgehen. Verstünden Sie, was man neben und hinter Ihnen über Sie sagt, Sie würden sich ebensowenig wie wir ohne Begleiter aus dem Hause getrauen.“

Wohl hatte ich bemerkt, wie der Brasilianer an meine Freundin heranrückte und ihr etwas ins Ohr sagte. Wohl höre ich täglich dieselbe Klage von allen mir bekannten Frauen und Mädchen, auch von älteren Damen — eine ganz junge Wienerin, die auch noch nicht gut Portugiesisch spricht, hatte zwar unlängst die Klage anders gefaßt: „Es ist zu schade, daß ich nicht alles verstehe, was sie mir sagen. Und ich kann doch nicht hingehen und bitten, es mir laut zu wiederholen!“

In der Vorstellung aller südamerikanischen Völker hat sich das selbständige Auftreten einer Frau mit Engländerium verquickt und einer von der Volksmeinung als Engländerin aufgefaßten Frau tritt auf der Straße kein Mann zu nahe, auch nicht in späten Abendstunden, während sonst jede irgendwie belästigt wird. In der Elektrischen oder im Kino verweilt sie, die zunächst sitzende Frau anzusprechen, sie sagen aber nicht nur Schmeicheleien, sondern äußern auch rücksichtslos ihr Mißvergnügen, wenn ihnen irgend etwas an dem Aussehen einer Frau mißfällt.

Das südländische Temperament wird nicht nur durch die Sonne, sondern auch durch die strenge spanische Sitte aufgestachelt, die beide Geschlechter getrennt aufwachsen läßt. Von der freien Kameradschaft, die uns die neue Welt gebracht hat, ahnt die Brasilianerin noch nichts; während bei uns sogar in der Gartenlaubezeit der junge Mann in das Elternhaus des Mädchens geladen wurde, erhält in das brasilianische nur der vermutliche Freier Zutritt, und wehe, wenn er nach ein oder zwei Besuchen nicht Ernst macht. Nie wieder darf er das Haus betreten. Infolgedessen jammern die europäischer jungen Leute heftig über den Mangel an weiblichem Verkehr und die europäischen Frauen finden bei den Brasilianern keine Geselligkeit in unserem Stil; allzu verschieden sind Erziehung und Lebensweise.

Brasilianerinnen baden auch nicht gern öffentlich im Meer, deshalb gibt es keinen Badeort in der Nähe der Stadt, trotzdem das Meer überall an sie heranflutet. Wer baden will, benützt irgendeinen Durchlaß in der Kaimauer an den zahlreichen Strandpromenaden, insbesondere draußen in Copacabana, wo die Bewohner einer ganzen Reihe kleiner Villen neben dem großartigen Hotel über die Straße hinüber ins Meer laufen, das dort oft in haushohen Wellen heranbraust. Die Freiheit in Brasilien gestattet jedem, zu ertrinken, wo er will. Die weniger gefährdeten Stellen sind durch Pflöcke ersichtlich gemacht, aber die Aufsicht der Polizei gilt nur der Länge, will sagen der Kürze des Badekostüms. Eine Wiener Freundin, die schon mehrmals wegen ihres Krügendorfer Trikots von einem Wachorgan beanstandet worden war, wird auch einmal, da sie mit mir badet, von einem solchen gerügt.

„Höchstens vier Zentimeter über dem Knie dürfen unbedeckt bleiben“, mahnt er mit todernter Miene.

„Messen Sie doch nach“, lacht die junge Dame.

Zuerst blickt der Polizist ganz verduzt drein. Dann messen sie gemeinsam die beanstandete Stelle und es fehlen richtig elf Zentimeter, weshalb meine Freundin eine Verwarnung davonträgt. Trikot ohne Röckchen ist ein Verstoß, bei dem es mit einer Verwarnung allein abgeht.

Wichtig „verboten“ ist im Leben der Frauen nicht allzuviel, ihre Freiheit wird vor allem durch die Sitte eingeschränkt. Das Frauenstudium ist sogar seit längerer Zeit freigegeben als bei uns, es wird aber nur sehr wenig ausgeübt. „In Brasilien gibt es noch keine Frauenbewegung“, sagt mir Senora Mesquita, eine der vornehmsten Damen von Rio, die sich als Präsidentin der brasilianischen Zweigstätte der Young Women Christian Association jahrelang sozial betätigt und dabei tiefe Eindrücke in das Frauenleben ihrer Heimat genommen hat. „Man nennt mich eine Verräterin an meinem Volke“, beginnt sie ihre düstere Darstellung, „weil ich ausländischen Besuchern die Wahrheit sage und die sonderbare Art unserer Patrioten, Fremden die Uebelstände schönfärbend zu übermalen, sich aber unbedenklich auf Kosten des Vaterlandes die Taschen zu füllen, nicht mitmache.“

Nach jahrelangem Bemühen hat Madame Mesquita ihre Verzicht: die Frauen der Gesellschaft von Rio zu einer Gemeinsamkeit zu bringen, als aussichtslos aufgegeben. Haben doch nicht einmal alle Männer in Brasilien politische Rechte, geschweige die Frauen. Sie sollen nicht allein auf der Straße erscheinen oder in der Straßenbahn fahren. Ihre Ausbildung findet in der Kenntnis der französischen Sprache, des Klavierspiels und des Kleiderverfertigungs die höchste Vollendung. Ihre Unterhaltung beschränkt sich auf die Leses mit anderen Frauen und auf das Kino. In Rio gibt es Damen, die täglich viele Stunden im Kino verbringen. Nicht etwa, als ob die Damen einen Bruch ihrer Traditionen darin sähen, sich bei intellektuellen, pädagogischen, sozialen oder philanthropischen Unternehmungen zu betätigen, im Gegenteil, jede solche, die Frau Mesquita gründet, wird mit lebhaftem Enthusiasmus mitgemacht, aber nach kürzester Zeit bleiben die Damen wieder aus. „Man lasse sich es gehen, wie es geht“, seufzt meine Gastgeberin, „aber Sie würden es nicht für möglich halten, daß manche unserer elegantesten Frauen nicht einmal schreiben können.“

Meine Base, eine österreichische Generalswitwe, ist jetzt hier bei einer brasilianischen Familie Gouvernante. Ich besuche sie gegen Mittag und da liegt ihre Dame noch im Bett. Die Zeit bis zum Essen verbringt sie mit ihrer Toilette, und da ich nicht so lange warten kann, bis die Friseurin, die Masseurin und die Maniküre fertig sind, muß ich auf die Bekanntschaft der Dame verzichten. Einmal nur ruft sie durch die Tür die Bitte herein, meine Base möge ihr doch ein paar Milreis borgen. „Sie hat nämlich niemals etwas Bares in der Hand“, sagt mir diese lächelnd, „denn ihr Mann behandelt sie nicht viel anders wie seine Kinder. Er vertraut ihr fast gar kein Geld an — nicht mit Unrecht allerdings — sondern bestellt alles selbst oder bezieht es „aus Buch“. Will sie einmal etwas Besonderes haben, so leiht sie sich Geld von mir aus. Sie hat ja, was sie braucht, und ich beneide sie oft, wie der Mann ihr alle Arbeit abnimmt, sogar die der Wirtschaft, um deren größere Angelegenheiten er sich kümmert. Sie tut fast gar nichts, außer, daß sie sich ihre Kleider selbst macht; darin ist sie allerdings sabelhaft geschickt und man würde ihren Toiletten die Haus-schneiderei nicht ansehen. Aber nach dem Essen legt sie sich mit einem französischen Roman aufs Sofa, dann fährt sie zu ihren Einkäufen und Besuchen und kommt erst zum Diner wieder zurück.“

Meine Base erzählte mir dann noch, wie knapp und sparsam in dem reichen Hause die Mahlzeiten bemessen seien und wie schwierig sich die Erziehung der Kinder gestalte, weil sich die Eltern fast gar nicht selbst darum kümmern, sie aber daran hindern, streng zu sein. Die Nachkommenschaft hier wird sehr verwöhnt und zu einer Art Haus tyrannenschaft erzogen, und es ist keineswegs eine Folge der guten Kinderstube, sondern der glücklichen Veranlagung der Brasilianer, daß die Erwachsenen so höflich und — soweit es sich um Männer handelt — so liebenswürdig sind.

Auch gemütlich ist es nicht im brasilianischen Hause. Einige vornehme Familien, wie zum Beispiel die Mesquitas, haben abtrahmte Familien, aus echtem Palisanderholz geschnitzte Möbel aus der Kolonialzeit, die von großem Wert und hoher Schönheit sind, aber die meisten Wohnungen sind mit einer fertig gekauften Warenhausgarnitur eingerichtet, ohne Spur einer persönlichen Seele der Hausfrau. Das erste, was die brasilianische Familie tut, wenn sie sich ein Haus baut, ist, alle Bäume im Umkreise wegzuschlagen, denn die Frau verläßt ihr Sofa um nicht zu dem Zwecke, in einem Garten zu sitzen. Ebenso unbekannt ist ihr das Zufußgehen oder gar das Bergsteigen. So wunderbare Möglichkeiten die ungeheure Schönheit von Rio für Spaziergänge und größere Partien böte, sie sind noch nicht ausgenutzt, es gibt nirgends Wege und für die Touristik sind nicht einmal die Männer, geschweige die Frauen, gewonnen.

Eine der wenigen selbständigen auftretenden und trotzdem gesellschaftlich führenden Damen ist Fräulein Berta Luz, die allerdings als Tochter eines Schweizer die Rechte der Ausländerin — der Engländerin — in Anspruch nimmt. Obwohl sie in Brasilien geboren ist, hat sie sich nicht nur zur Custodin des Museums aufgeschwungen, sondern es auch verstanden, sich als einziger weibliche Kollegin von den übrigen Beamten respektieren zu lassen.

Eine der interessantesten Oberin im Spital. Bisher waren die Spitalpflegerinnen wahllos aufgenommene Dienstmädchen gewesen, da die spanische Erziehung junge Mädchen aus gutem Hause auch von diesem Berufe fernhielt, jetzt hat die Rockefeller-Stiftung sieben ausgebildete Krankenschwestern, die von ihr bezahlt werden, die aber in brasilianische Staatsdienste übernommen wurden, nach Rio geschickt. Die schlanke junge Oberin empfängt mich in blütenweißer Tracht. Ihre Schuhe sind modern, ihre Haare sind unduliert. Sie erzählt mir, wie schwer es sei, brasilianischen Männern Respekt vor arbeitenden Frauen beizubringen. „Jetzt wird es täglich besser damit, so daß ich langsam das ganze Spital unter meine Hand bekomme. Anfangs lehnte ein Teil der Ärzte meine Mitarbeiterschaft ab, doch jetzt werden schon mehr Schülerinnen bei uns angefordert, als ich ausbilden kann. Wir behandeln die Brasilianer sehr vorsichtig, denn wir sind nicht hergekommen, um zu lehren, sondern um zu helfen. Wir sind jetzt zehn Monate hier und der erste Jahrgang unserer Schule ist abgeschlossen. Aber wir nennen unsere Schülerinnen vorerst „Visiteusen“, weil sie noch nicht Pflegerinnen sind.“ Und sie zeigt mir ein Gruppenbild junger frischer Mädchen in Schwestertracht und erzählt mir, daß sie allmonatlich einen Tanzabend für sie mit den Ärzten veranstalte, ein ungeheures Novum in einem Lande, in dem die vornehme Frau nichts arbeitet und die arbeitende Frau nicht als Dame gilt.

Die Visiteusen tun allerdings noch viel ungewohntere Dinge, als mit den Ärzten zu tanzen, sie besuchen die Lungenkranken in ihren Heimstätten, unterstützen sie mit Rat und Schlagen und Arzneimitteln, weil es für Tuberkulose noch kein Spital gibt, und werden überall mit größter Achtung aufgenommen.

Die brasilianische Regierung hat in Rio schon sehr viel für Hygiene getan; die Zeiten liegen noch nicht allzuweit zurück, da Schiffe unbemannt im Hafen blieben, weil die ganze Besatzung am gelben Fieber gestorben war, das später das berühmte Oswaldo-Cruz-Institut vollständig bezwungen hat. Man muß anerkennen, was dieses noch junge Land leistet, und es wird wahrscheinlich auch in Wäldern zu einem Tuberkulosenheim kommen, weil leidenschaftliche Kämpfer dafür vorhanden sind, wie der geniale brasilianische Arzt Dr. Placido Barbosa, der im Jahre 1921 ein Ambulatorium gegründet hat. „Volk und Regierung betrachten die Tuberkulose als von Gott geschickt“, klagt er, „und so lehnt sich niemand dagegen auf, daß es für dreitausend arme Kranke nur sechs hundert Betten gibt.“

Einen der Besuchsgänge einer brasilianischen Visiteuse mache ich in Gesellschaft einer der nordamerikanischen Schwestern mit, und zwar auf einen der dem Weichbilde der Stadt Rio entzogenen Hügel mit Namen „Bovidencia“. Diese sonderbaren felsigen Hügel stehen zwar räumlich mitten in der Stadt, aber diese hat sie den ärmsten ihrer Bewohner überlassen, den Ausgestoßenen der Menschheit, den Verbrechern, Bresthaften und Arbeitsscheuen, die hier — Schwarz und Weiße in einer Gemeinschaft, die ich bisher noch nie gesehen hatte — in Lose an den Felswänden angebrachten Brettverschlägen hausen. Wir steigen in der Sonnenglut über die rohen, aus dem harten Felsen herausgetretenen Stufen hinauf, über die der Unrat der Bewohner herabrinnt. Einige solcher Hügel hat die brasilianische Regierung schon janiert, hier aber können sich diejenigen, die sich vor der Polizei verbergen wollen, immer noch verbarieren.

Hier oben findet die Negerrassen, die man als Sklaven nach Brasilien gebracht hat und die erst vor vierzig Jahren frei wurden, von der europäischen Klasse sozusagen aufgefressen. Die Nachkommen der Neger werden immer heller und der unvermischten Neger werden der Zahl immer weniger. Unten in der Stadt bekommt nur eine „Criolla“, eine kaffeebraune Halbblutnegerin, einen weißen Mann, während hier oben die von der Gesellschaft fallen gelassenen Europäer auch vor einer echten Schwarzen nicht zurückschrecken. Wir besuchen beispielsweise einen lungenchwindsüchtigen Portugiesen im letzten Krankheitsstadium, der hinter einer elenden Schnapsbude in einem halbunklen Blechverschlag auf einer Prütche unmitelbar neben der feuchten Felswand liegt. Zu seinen Füßen sitzt eine dralle Negerin mit einem schwarzen Buschelpfopf in einem roten Kattunhemd mit buntem Glasarmbändern und langen falschen Perlohringen, ein Bild, das der Phantasie eines E. T. A. Hoffmann spottet. Vor diesem Blechrancho spielen Kinder vom lichtesten Blond bis zum dunkelsten Schwarz miteinander, ein Symbol der Vorurteilslosigkeit der Brasilianer.

Aus einem dieser Verschläge tritt uns eine junge, dunkle Frau in Seidenstrümpfen und Lackschuhen entgegen, ein leichtes, ganz modernes Crepe de Chine-Meid steht ein wenig grotesk zu der schwarzen Haut. Beim Anblick all dieser entzückend gekleideten Südamerikanerinnen frage ich mich immer wieder, wo sie nur in diesen schmutzstarrenden Ranchos ihre zarten Toiletten aufbewahren; da erzählt mir die Amerikanerin,

daß von ihren zwei Hausgehilfinnen die Deutsche mit drei Koffern und die Brasilianerin mit einem Handtäschchen eingezogen seien, aber wenn die erstere ausgehe, jehe ihr jeder die Köchin an, während die letztere an ihren freien Sonntagen immer wie eine junge Prinzessin aus dem Hause spaziere. In der Kunst des Ankleidens gibt die Brasilianerin — und die Argentinierin kann es fast noch besser — der Pariserin nicht nur nichts nach, sondern übertrifft sie zuweilen noch in Geschmack und Harmonie.

Noch weniger vereinbar mit der klösterlichen Erziehung wie dieser Kleiderluxus ist die Vertraulichkeit der Frauen mit allen Geheimnissen des Lebens. Die jüngsten Mädchen sprechen Fremden in den Mund nehmen würden wärden, und insbesondere der verbreiteten Geschlechtskrankheiten gesprochen wird, muß jede frisch aus Europa gekommene Frau verblüffen. Die Ankündigungen der behandelnden Ärzte auf großen Reklametafeln an den Fenstern und die Anzeigen in der Zeitung lassen an Deutlichkeit wohl nichts zu wünschen übrig, daß aber diese Dinge das Gesprächsthema beim Mittagstisch bilden, ist doch ein Unikum.

Viele brasilianische Ehefrauen werden von ihren Gatten betrogen und sie wissen es. Zumeist sind die Nebenbuhlerinnen Französinen, und deren Toilette und Parfüm, Haartracht und Schmuck nachzumachen, um dem Gatten ebenfalls zu gefallen, ist das Bemühen der verratenen Frau. Zumeist kennt jede die Favoritin des Herrn Gemahls und auch darüber spricht sie im Kreise ihrer Freundinnen mit der Rawigkeit eines Kindes, das sie mehr oder weniger noch ist.